

Rolf Wassermann

# Die Botschaft des Jesus von Nazareth

**E-Book  
Edition**

**... wie die Evangelien  
sie weitergetragen haben ...**

Sachbuch

**KLECKS VERLAG®**

Rolf Wassermann

# **Ich bin zuerst, was ich euch sage**

(Johannes 8, 25)

## **Die Botschaft vom Reich Gottes des Jesus von Nazareth**

**... wie die Evangelien sie berichtet  
unter Einbeziehung der  
historisch-kritischen Erkenntnisse  
über die Entstehung des Neuen Testaments**

Sachbuch

## Inhalt

Vorwort .....	5
Kapitel 1 .....	16
Die Anfänge.....	17
Die Quellen.....	27
Jesus und seine Familie.....	32
Sein Lehrer Johannes der Täufer.....	38
Jesu Taufe: Seine Berufung.....	43
Die Versuchung Jesu .....	48
Jesu Jünger .....	60
Jesus und die Frauen .....	70
Kapitel 2 .....	75
Die Erzählung vom Reich Gottes .....	76
Das gegenwärtige Reich Gottes.....	87
Das zukünftige Reich Gottes, die Apokalyptik Jesu .....	90
Wir sind Begabte, Salz und Licht .....	96
Exkurs: Gewalt im Neuen Testament .....	101
Die Letzten werden die Ersten sein .....	107
Reichtum und Reich Gottes.....	113
Der barmherzige Samariter oder: Wer ist mein Nächster? .....	119
Ewiges Leben bei Jesus und Paulus.....	126
Die Liebesgebote .....	130
Nächstenliebe und Menschenrechte .....	140
Die Geächteten integrieren, Ich und Selbst .....	142
Ich und Selbst .....	148

Jesus als Heiler .....	152
Anthropologische und theologische Anmerkungen .....	166
Das Reich Gottes und die Kirche.....	178
Eine Kultur der Barmherzigkeit, Splitter und Balken, Jesus als Seelsorger .....	181
Der verlorene Sohn .....	190
Das Massaker in Jerusalem, der Einsturz des Turms von Siloah und der Untergang der Titanic.....	199
Jesu Haltung zur Ehe.....	211
Die Seligpreisungen aus der Bergpredigt.....	217
Das Vaterunser .....	235
Jesu Haltung zum Gesetz .....	248
Der Einzug in Jerusalem und Jesu Haltung zum Tempel .....	263
Die Tempelreinigung.....	267
Das Abendmahl .....	277
Opfer und Hingabe.....	286
Sein Ende .....	291
Kapitel 3: .....	295
Der Mythos vom Christus (Die Christologisierung Jesu) .....	296
Mythen, Märchen und Bekenntnisse .....	306
Das Mysterium Jesu .....	318
Nachwort.....	329
Literaturverzeichnis .....	332

## VORWORT

Im Kindergottesdienst hörte ich zum ersten Mal den Namen Jesus. Ich weiß nicht, wie ich dorthin gekommen bin. Mir wurde jedenfalls gerade erst bewusst, in welcher Lage ich mich mit meiner Familie befand. Mein Vater galt als bei Stalingrad vermisst. Meine Mutter, meine Schwester und ich waren nach der Bombardierung Hamburgs zu Onkel und Tante geflohen und hatten dort Unterschlupf gefunden. Ich konnte mir keinen Reim auf meine Situation machen, in die ich geraten war, und auch zu Hause nicht darüber sprechen, ohne dass Tränen flossen oder mir Wut entgegenschlug. Meine Mutter war es, die in Tränen ausbrach, und mein Onkel, der Nazi war und an der ›Heimatfront‹ überlebt hatte, wurde wütend. Und ich wusste nicht, warum.

In dieser Situation habe ich im Kindergottesdienst Zuflucht gesucht. In ihm eröffnete sich mir eine neue Welt: Über Krieg und Frieden, über Feindschaft und Freundschaft, über Sünde und Vergebung, aber auch über Freude, Hoffnungen und Wünsche konnte offen gesprochen werden. Selbst Tränen wurden nicht unterdrückt. Dieser Jesus, um den es ging, erschien mir wie die Verkörperung der widerstreitenden Eindrücke und Empfindungen, die ich aus meinem Leben kannte.

Meine Englischlehrerin in der Mittelschule, Elisabeth Meier, gründete später mit Schülerrinnen und Schülern aus unserer Klasse einen Gebets- und Bibelkreis. In ihm

wurde ich wieder mit Jesus konfrontiert. Diese Prägung hat mir die pietistische Frömmigkeit nahegebracht, indem sie mich lehrte, dass Jesus einer sei, der mich unbedingt angeht (angelehnt an Tillich). Zugleich aber hat sie mich, als ich Theologie zu studieren begann, in eine Enge geführt. Sie schien mir von Angst geprägt zu sein. Fragen, die nicht genehm waren, wurden vermieden und als Unglauben gebrandmarkt. Die Bibel sei, so wie sie uns vorliege, von Gott selbst den Autoren in die Federn diktiert worden (Verbalinspiration), und alles andere sei ein ›Abfall vom Glauben‹.

Es ging vornehmlich um mein Seelenheil, was auch wichtig war, aber die Fragen, die mich bewegten, wurden nicht gestellt. Und das war für mich eine Engführung meiner eigentlichen Frage: Was führt Menschen dazu, sich und ihre Kinder in Kriege wie diesen zu verwickeln?

Im Theologiestudium geriet auch ich auf die Spuren des historischen Jesus. Unser Professor für Neues Testament, Hunzinger, wies uns in die Geheimnisse der historisch-kritischen Forschung ein, warnte uns aber zugleich davor, der Gemeinde davon zu erzählen, weil diese dadurch nur verunsichert würde. Diese Argumentation machte mich neugierig. Wenn diese Forschungsergebnisse der Gemeinde gefährlich werden konnten, musste etwas Wahres an ihnen sein. Dem wollte ich auf

die Spur kommen. So begann mein Interesse am historischen Jesus.

In späteren Begegnungen mit kirchenleitenden Männern erlebte ich, dass deren Furcht vor historischer Kritik noch größer war als die unseres Professors. Erst viele Jahre später begriff ich, dass meine Kirche im Fahrwasser der Politik nach dem Motto »Nur keine Experimente« ihr Heil in der Restauration der Nachkriegszeit gesucht hatte. Auf die Frage: »Wie konnte es zum Wahnsinn des Nazireichs kommen?«, gab es kaum Antworten.

Dass evangelische Landeskirchen im Dritten Reich versagt hatten, wurde weitgehend verschwiegen. Bonhoeffer war tot, und etliche Kollegen der Bekennenden Kirche, die schon 1934 in der ›Barmer theologischen Erklärung‹ vor der Irrlehre der Nationalsozialisten gewarnt hatten, hatten Mühe, nach 1945 überhaupt wieder in die Gehaltslisten der Landeskirchen aufgenommen zu werden. So wurde die Chance eines Neuanfangs vertan. Diese Umstände machten uns als Studenten die kirchenleitenden Männer suspekt.

Bonhoeffer hatte diese Worte aus dem Gefängnis zur Taufe seines Patensohnes geschrieben: »Bis du groß bist, wird sich die Gestalt der Kirche sehr verändert haben. Die Umschmelzung ist noch nicht zu Ende, und jeder Versuch, ihr zu neuer organisatorischer Machtentfaltung zu verhelfen, wird nur eine Verzögerung ihrer

Umkehr und Läuterung sein« (Widerstand und Ergebung, S. 207).

Diese ›Verzögerung‹ hält an, denn die Kirche träumte nach dem Zusammenbruch bis heute von »organisatorischer Machtentfaltung«. Wir haben als Studenten dieses »Weitermachen wie bisher« damals mehr gespürt als gewusst. Zu einem theologischen Neuanfang hätte auch eine Positionierung gegenüber der historisch-kritischen Forschung gehört. Sie wurde zwar geduldet, aber sie hat fast durchgängig keinen Einzug in die Gemeindeftheologie gefunden. Diese ist im Grunde fundamentalistisch geblieben, indem sie die Bibel ohne Unterschiede zum ›Wort Gottes‹ erhob.

Auch die praktische Gemeindefarbeit, die ich in der Kirche erlebte, blieb auf ihre tröstende Funktion in den Kümernissen des Alltags beschränkt. Und die Jugendarbeit ›entwickelte‹ sich in vielen Gemeinden zu einer von Hauptamtlichen begleiteten Freizeitbeschäftigung.

In dieser Lücke des verpassten Neuanfangs in der Gemeindeftheologie versucht diese Arbeit, einen Beitrag zu leisten. Mit meinem Plädoyer für die historisch-kritische Forschung wendet sie sich vor allem an interessierte ›Laien‹.

Ich bin Pastor in der lutherischen Kirche und war bis zu meiner Pensionierung tätig als Gemeindepastor in

Schenefeld bei Hamburg, als Jugendpastor im Kirchenkreis Blankenese, als Missionar in Tansania und zum Schluss als Gemeindepastor in Holm bei Wedel. Was von der historisch-kritischen Forschung bei mir angekommen ist, habe ich in diesen Jahren versucht, aufzunehmen und zu verarbeiten.

Die Erforschung des Neuen Testaments geht davon aus, dass die Evangelisten im Übergang von der mündlichen zur schriftlichen Überlieferung erhebliche Veränderungen vorgenommen haben. Ihr Fokus lag nicht auf einer möglichst historisch getreuen Wiedergabe dessen, was geschehen war oder was Jesus gesagt hatte. Sie wollten in erster Linie predigen, also die Botschaft Jesu, wie sie sie verstanden hatten, weitertragen. Damit waren sie dem Anliegen aller Prediger seit Jesu Auftreten nahe.

Aber seit der historisch-kritischen Erforschung des Neuen Testaments wissen wir mehr über den historischen Jesus, als die Evangelisten wissen konnten. Dies Wissen wurde zwar in der Wissenschaft gepflegt, den Gemeinden gegenüber aber verschwiegen. Das führte schließlich dazu, dass Bruchstücke dieses Wissens in die Öffentlichkeit gelangten (zum Beispiel in Theaterstücken und auch in Pressemitteilungen wie im *Der Spiegel* 19.04.2019: »Wer glaubt denn sowas?«). Dadurch entstand in der Kirche ein Glaubwürdigkeitsverlust, dem

Gershwin in ›Porgy and Bess‹ ein Denkmal gesetzt hat (vornehmlich im Lied ›It ain't necessarily so‹).

Wir Prediger folgen also den Spuren der Evangelisten, indem wir berichten, warum uns die Botschaft Jesu wichtig geworden ist. Aber das heißt nicht, dass sie und wir diese Texte, die ihnen und uns mündlich und später auch schriftlich vorgelegen haben, nach Belieben manipuliert würden. (Ausnahmen werden im Kapitel ›Gewalt im NT‹ gesondert behandelt.)

Diese Arbeit geht davon aus, dass sich über die Jahrhunderte hinweg ein Bild von der Botschaft Jesu entwickelt hat, das wesentliche Züge seiner Botschaft bewahrt hat.

Aber es hat auch zum Teil gravierende Änderungen bei folgenden Themen gegeben:

Die Berichte über sein besonderes Verhältnis zu Frauen hat unter der maskulinen Redaktion des Neuen Testaments gelitten (siehe ›Jesus und die Frauen‹).

Auch die Tatsache seiner Taufe durch Johannes den Täufer ist von Matthäus mit dem Zusatz ›abgemildert‹ worden: ***Ich bedarf, dass ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir?*** (Mat. 3, 14). Das Johannesevangelium verschweigt die Taufe ganz, weil sie ihm offensichtlich peinlich war. Auch enthält es nicht die Versuchungsgeschichte und das Abendmahl. Dass Jesus von Gott versucht wurde, war dem Evangelisten offensichtlich ein Ärgernis. Papst Franziskus hat dieses Thema

wiederbelebt, wenn er im Vaterunser die Bitte »und führe uns nicht in Versuchung« abmildern will in: »lass uns nicht in Versuchung geraten«.

Dies sind erkennbare Kontroversen im Neuen Testament. Trotzdem gibt es einen festen Bestand der Botschaft Jesu. Dazu gehören das Vaterunser, die Spruchsammlung, die wir ›Bergpredigt‹ nennen, das Abendmahl und etliche seiner Gleichnisse.

Heiner Geissler schreibt: »Er (Jesus) existiert in den Köpfen und Herzen von Milliarden Menschen. Er hat die größte Volksbewegung der Weltgeschichte in Gang gebracht und die beste und glänzendste Botschaft der Menschheit verkündet, die auch heute noch die Welt verändern kann« (Geissler, Kann man noch Christ sein, S. 71).

Die historische Kritik lädt dazu ein, genau hinzuschauen, was da wirklich geschrieben steht, und auch zur Kenntnis zu nehmen, wenn etwas weggelassen oder sogar ins Gegenteil verkehrt wird (siehe auch ›Gewalt im NT‹).

Der Weg durch dieses Labyrinth ist mühsam, aber lohnend, weil er die Spuren des Mannes aus Nazareth nachzeichnet und den Kern seiner Botschaft freilegt, die heute noch die Welt verändern kann. In dieser Vorgehensweise erscheinen die biblischen Texte mehrdimensional.

Sie, die biblischen Texte, die zum festen Bestand gehören, habe ich den eigenen Ausführungen jeweils vorangestellt. Sie sind der Ausgangspunkt. Ich halte sie im Wesentlichen mit den genannten Einschränkungen für authentisch in dem Sinne, dass ihre Inhalte auf Jesus zurückgehen.

In der Historie gibt es allerdings keine letzten Gewissheiten. Dagegen sagt der Fundamentalismus, was geschrieben steht, ist Gottes Wort. Aber Worte, wie sie in der Bibel stehen, sind menschliche Worte, die allerdings göttliche Wahrheiten enthalten können.

Der Wortlaut der Botschaft Jesu liegt uns leider nicht vor, weil es keine schriftlichen Aufzeichnungen von ihm selber gibt. Er sprach Aramäisch, einen hebräischen Dialekt. Wir haben nur die Berichte der Evangelisten. Die aber sprachen Griechisch. Dass trotzdem der Kern seiner Botschaft erkennbar geblieben ist, ist ein Wunder.

Diese Arbeit setzt ihren Schwerpunkt auf den Mann aus Nazareth und seine Botschaft. Im Schlusskapitel folgen Überlegungen, in denen es um die ›Christologisierung‹ Jesu geht. Sie ist, neben den ›Jesuserzählungen‹ elementarer Bestandteil des Neuen Testaments und findet ihren Ausdruck darin, dass Jesus als ›Christus‹ (Gesalbter) oder ›Kyrios‹ (Herr) und ›Sohn Gottes‹ bezeichnet wird. Dieser Prozess setzt sich fort in der Kunde von seiner jungfräulichen Geburt und seiner Auferstehung.

Dieser Prozess hat seine Wurzeln zum Teil im historischen Jesus. (siehe ›Das Mysterium‹). Darum habe ich Gedanken einer »Christologie von unten« (Ratzinger, Jesus von Nazareth, Band 2, S. 13) aufgegriffen, dass etliche christologische Aussagen einen jesuanischen Kern haben.

Die historische Kritik hat auf diese ›Christologisierungen‹ mit ihrem Programm der ›Entmythologisierung‹ reagiert. Diese Kritik geht aber zum Teil weit über ihre Grenzen hinaus. Es gibt zwar auch im Neuen Testament Mythen, die der Botschaft Jesu klar widersprechen, sie aber als Mythen im Sinne von Lügen zu diskreditieren, geht an der Tatsache vorbei, dass Mythen geschichtliche Erfahrungen enthalten, die sie in eine andere Sprache übersetzen. Wir würden einen großen Schatz des christlichen Glaubens verlieren, wenn wir die ›Liebeserklärungen‹ der frühen Christen an ihren ›Meister‹, sie von ihm als *Christus* sprechen oder ihn als *Kyrios* bezeichnen, „entsorgen“ würden.

Bei der Christologisierung gilt es zu unterscheiden zwischen den Mythen, die einen jesuanischen Kern haben und solchen, die als Huldigungen und ›Liebeserklärungen‹ verstanden werden können. Andere widersprechen dagegen der jesuanischen Ethik fundamental. Sie werden in einem Exkurs ›Gewalttexte im NT‹ gesondert behandelt.

Große Dienste haben mir Gerd Theißen und Annette Merz geleistet mit ihrem Buch »Der historische Jesus«. Es hat mich viele Jahre als ›Lehrbuch‹ in meiner ›theologischen Existenz‹ als Pastor in Schenefeld, Lupila (Tansania) und Holm begleitet.

Und bei Jack Miles (»Gott – eine Biografie«) möchte ich mich stellvertretend für die anderen bedanken, die mich zu dieser Arbeit ermutigt haben. Er hat mich gelehrt, das Alte Testament aus der Sicht eines Literaturwissenschaftlers als Roman zu betrachten und ernst zu nehmen als eines der glänzendsten literarischen Kunstwerke der Menschheit. Damit hat er meinen Horizont erweitert über die historische Kritik hinaus.

Dieser Arbeit ging ein Vorläufer voraus, der mit dem Titel »Die Logik der Gabe« im Verlag epubli GmbH, Berlin erschienen ist. Nach einem Unfall, bei dem ich ein schweres Schädel-Hirn-Trauma erlitt, hatte ich nicht die Kraft, dieses Buch zu Ende zu schreiben. Rotarische Freunde und meine Familie ermunterten mich und halfen mir, es trotzdem zu versuchen, wofür ich ihnen sehr dankbar bin. Nach etwa zwei Jahren war ich in der Lage, diesen ›Versuch‹ zu lesen. Ich stellte fest, dass mir zwar eine interessante Materialsammlung gelungen war, ich aber kein Buch geschrieben hatte. Als die Kräfte langsam wiederkamen, beschloss ich, meinen ›Versuch‹ fortzuführen. Ich bin froh und dankbar, Ihnen das Ergebnis jetzt vorlegen zu können, auch deswegen, weil

das Schreiben sich als Therapie erwiesen hat, durch die mein Gehirn wieder das ›Gehen‹ gelernt hat. Der jetzige Titel »Jesus von Nazareth« nimmt das zweite Kapitel dieses Vorgängerbuches zur Vorlage.

Bedanken möchte ich mich bei meiner Frau Sybille, die seine Entstehungsgeschichte mitgetragen und zum Teil auch miterlitten hat. Heinz Tschirner und Gertrud Hoppe haben mir geholfen, meine Theologensprache in verständliches Deutsch zu verwandeln, immer wieder begleitet von der Frage: »Was wolltest du eigentlich sagen?« Rudolf Hinz danke ich für die Bereitschaft, das Manuskript kritisch gegenzulesen.

Holm, 15.07.2019

*Rolf Wassermann*

# KAPITEL 1

# DIE ANFÄNGE

## Einleitung

Der johanneische Jesus wurde von seinen Zuhörern gefragt, wer er sei. Er antwortete: *Zuerst das, was ich euch auch sage* (Johannes 8, 25 b). In der Theologiegeschichte hat sich aber sehr früh das Interesse von der Botschaft, dass Gott *Vater sei*, auf den Botschafter verlagert.

Daraus wurde ein theologischer Disput, der zu Streitigkeiten geführt hat, die teils mit ungeheurer Härte seit der Urkirche bis heute geführt werden. Dabei wurde in Kauf genommen, dass die Ethik Jesu, wie sie in der Bergpredigt beschrieben wird, unter die Räder gekommen ist.

Bischöfe, Päpste, Priester und Pastoren gebärdeten sich, als seien sie selbst Botschafter, Stellvertreter Christi auf Erden, denen allerdings die Botschaft abhandengekommen zu sein schien. Die Päpste verkleideten sich wie Kaiser (Kyrios) und führten damit die Botschaft Jesu ad absurdum. Papst Franziskus versucht dankenswerterweise, von diesem Ross herunterzukommen, trifft dabei auf den Widerstand großer Teile der Kurie.

Im zweiten Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses ist von der Jungfrauengeburt die Rede und von

seinem Tod, seiner Auferstehung und dass er zur Rechten Gottes als Richter kommen wird. Seine Botschaft wird mit keinem Wort erwähnt.

Dieses Verschweigen hat Methode, denn Jesu Botschaft würde eine Tempelreinigung auslösen mit der Frage: Was macht ihr eigentlich aus meiner Botschaft?

Schaden genommen hat die Kirche, weil die Friedensbotschaft Jesu dadurch teilweise unter die Räder geraten und in ihr Gegenteil verkehrt worden ist. Auch wir Theologen haben uns über weite Strecken der Theologiegeschichte als Brandstifter betätigt. Wir haben mit unserem Theologengezänk Kriege losgetreten, in denen zahllose Menschen umgekommen sind.

Jesus ging es nicht um sich selbst, den Botschafter, sondern um ein neues Verständnis von Gott, das darin gipfelte, dass er ihn *Vater* (Lk. 11, 2–4; Mt. 6, 9–13) nannte. Die Anrede ›Vater‹ oder ›mein Vater‹ und ›euer Vater‹ geht offenkundig auf Jesus zurück.

Es gibt im Alten Testament eine ›Entwicklung‹ Gottes, die Jack Miles in seinem Buch »Gott, eine Biografie« aus der Sicht eines Literaturwissenschaftlers beschrieben hat. Er kommt zu dem Ergebnis, dass das Gottesverständnis außerordentliche Wandlungen durchgemacht hat. Oft heißt es, dass ihn etwas gereue. Zum Beispiel in 1. Mose 6, 7 gereut es Gott, dass er die Menschen

gemacht hat.

Im Buch Josua wird er als Kriegsgott beschrieben, der zum Völkermord aufruft (Josua 6, 17). Im 23. Psalm wird er dagegen als »guter Hirte« gepriesen. Das Alte Testament kennt einige Male auch die Anrede ›Vater‹ (zum Beispiel 5. Mose 32, 6; Psalm 89, 27). Die Spannweite der Gottesanreden im Alten Testament ist gewaltig.

Jesus rückte die Botschaft von Gott *dem Vater* in den Fokus seines Denkens und Handelns. Sie hat seither die Gedanken und Gebete der Menschen mehr geprägt als jede andere Gebetsanrede. Dass Gott, der Schöpfer, unser aller Vater ist, markiert eine Spannung, von der Robert Spaemann schreibt: »Die Rede vom guten Gott, vom Gott der Liebe (Vater), verliert ja ihre überwältigende Pointe, wenn sie verschweigt, von wem gesagt wird, er sei die Liebe« (Spaemann, *Der letzte Gottesbeweis*, S. 15).

Heraklit hatte nur 500 Jahre zuvor den Krieg als »Vater aller Dinge« gepriesen. Zu verkünden, dass der Allmächtige seinen Geschöpfen als Vater in Liebe zugetan sei, war kühn und spannungsreich.

Jesus wird sich dieser Spannung bewusst gewesen sein, wie die Bitte im Vaterunser zeigt: *und führe uns nicht in*

**Versuchung** (Lk. 11, 4b. Mt. 6, 13). Die Versuchung besteht darin, daran zu zweifeln, ja zu verzweifeln, dass er wirklich barmherziger *Vater* ist. Sein Schrei am Kreuz ist ein Beispiel dafür: ***Mein Gott, warum hast du mich verlassen?*** (Mk. 15, 34) Noch deutlicher wäre gewesen, wenn er gerufen hätte: ***Mein Vater, warum hast du mich verlassen?*** Dieser Ausruf war den Evangelisten ein Dorn im Auge, sie alle, außer Markus, haben ihn weggelassen.

Paulus hat weitreichende Konsequenzen aus der Vater-Anrede gezogen und gefragt: ***Ist Gott allein der Gott der Juden? Ist er nicht auch der Gott der Heiden?*** (Rm. 3, 29). Er kommt zu dem Schluss: ***Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau, denn ihr seid allesamt einer in Jesus Christus*** (Gal 3, 29).

Mit der Vater-Anrede legte Jesus die Grundlage zu einer universalen Menschlichkeit. Aus ihr hat aber erst Paulus die Konsequenzen in ihrer vollen Tragweite gezogen. Er redet Gott an zwei Stellen mit »Abba« an (Rm 8,15; Gl 4,2). Er muss also diese Gebetsanrede Jesu gekannt haben. Wenn Gott unser alle Vater ist, sind wir Menschen seine »familia dei« (Mk. 3, 31–35) Paulus zieht es deswegen ***hinaus in alle Welt*** (Mt. 28, 19) und wird so vom Christenverfolger zum Heidenapostel.

Wer aber war der Botschafter? Wir nennen ihn ›Jesus

Christus«, als handele es sich dabei um seinen Vor- und Nachnamen. »Jesus Christus« ist aber ein Bekenntnis, das besagt: dieser Jesus von Nazareth ist der Christus, der Messias, wörtlich der Gesalbte, den der jüdische Glaube von alters her verheißen und erwartet hat.

Damit begann schon sehr früh ein Abrücken von seiner Botschaft. Der Botschafter wurde anstelle der Botschaft in den Mittelpunkt gerückt. Dass er später in Bekenntnissen als *Kyrios* über den Kaiser gesetzt wurde, war zwar verständlich als Lobpreis (Liebeserklärung) eines außergewöhnlichen (göttlichen) Menschen. Diese Christologisierung führte aber zu einer zunehmenden Verdunkelung seiner Botschaft, in der Jesus ausdrücklich auf Macht verzichtet hatte. ***Ihr wisst, die als Herren gelten, halten ihre Völker nieder und die Mächtigen tun ihnen Gewalt an. Aber so ist es unter euch nicht, sondern wer groß sein will unter euch, der soll euer aller Diener sein*** (Mk. 10, 42–43).

Dieser Prozess setzte sich fort, als die Kirche in Rom und Konstantinopel (konkurrierende) Metropolen gründete und Kirchenfürsten in Palästen residierten, während Jesus keinen Platz hatte, wohin er sein Haupt legen konnte (Mt. 8, 20).

Dem historischen Menschen Jesus und seiner Botschaft hinter diesen Bekenntnissen zu begegnen, ist mühsam,

aber es ist möglich und spannungsreich. Wir treten damit in den christologischen Streit der frühen Kirche ein, bei dem es darum ging, am Menschen Jesus von Nazareth festzuhalten und zugleich seine Göttlichkeit zu bekennen.

Die Wahrnehmung Jesu als wirklichen Menschen hat heute noch in der Kirche etwas Ketzerisches. Dies ist aber ein Rückfall in die Zeit vor dem Konzil zu Chalcedon. Zudem bringen wir uns um die wesentliche Grundlage unseres Glaubens, wenn wir uns nicht getrauen, vom Menschen Jesus von Nazareth zu sprechen.

Wir können ihm, dem Menschen, in den Texten des Neuen Testaments begegnen, wenn wir hinter die Mythen und Predigten schauen, die ihn umgeben. Die entsprechenden biblischen Texte werden darum jeweils fettgedruckt zu Anfang wiedergegeben, weil sie der Ausgangspunkt dieser Überlegungen sind. Meine Ausführungen sind lediglich ein Kommentar zu diesen Texten.

Alle biblischen und außerbiblischen Texte haben auch Bekenntnischarakter, neben der Historie, die sie auch erzählen. Die Autoren wollten predigen und bekennen, warum ihnen der Mann aus Nazareth wichtig geworden war.

Das bedeutet nicht, ihre Texte abzuwerten. Sie sind

ebenso wie Legenden, Märchen und Mythen ein Schatz der Menschheit. Wo stünden wir ohne diese? Die Gotte-sohnschaft Jesu und seine jungfräuliche Geburt sind Mythen. Sie haben ihre Wahrheit nur in einem anderen Sprachmodus als jenem der Historie.

Die historische Kritik unterscheidet den Sprachmodus der Historie von dem der Mythen. In einem Fall geht es um das, was geschehen ist, um ein Ereignis (Historie). Im anderen Fall um die menschliche Reaktion (Bekenntnis, Liebeserklärung, Mythos) auf dieses Ereignis. Das Verdienst der historisch-kritischen Forschung ist, die Frage nach dem Menschen Jesus von Nazareth und seiner Botschaft gestellt zu haben.

Ein ernüchterndes Ergebnis dieser Forschung ist freilich auch, dass es kaum möglich ist, die ipsissima vox, den aramäischen Originalton Jesu, zu rekonstruieren; zu viel Griechisches, Bekenntnisartiges, Predigthafte und Mythologisches überlagern ihn (siehe auch Albert Schweizer: »Die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung«). Aber mit diesen Schwierigkeiten wurde die ›Leben-Jesu-Forschung‹ vorschnell zu den Akten gelegt. Das Bekenntnishafte lässt sich nämlich behutsam und auch mit einer gewissen Ehrfurcht abtragen. Dabei kommt in Grundrissen ein Mensch des Altertums zum Vorschein, mit seinem Handeln, seinen Beziehungen, seiner Predigt, seiner Sicht auf Gott und den Menschen, der fasziniert.

Wir erhalten so ein Profil seiner Person – wenn auch nur für den kurzen Ausschnitt seines öffentlichen Wirkens (Theißen, S. 216).

Diese Informationen sind den Kirchengemeinden leider weitgehend vorenthalten worden. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in der Kirche Restauration betrieben und ein theologischer Neustart unter Einbeziehung der historischen Kritik versäumt. Im Grunde transportieren wir bis heute ein fundamentalistisches Verständnis der ›Heiligen Schrift‹.

Es gibt in der Bibel viele sich widersprechende ›Worte Gottes‹. So ist zum Beispiel das Bild, das Markus von Jesus zeichnet, ein gänzlich anderes als die johanneische Version.

Luther hat durch sein »Solus Christus« versucht, die vielen Dogmen, Bekenntnisse und Legenden auf einen Punkt zu bringen. Das war ein wichtiger Schritt. Diesen Schritt hätten wir anlässlich des 500-jährigen Luther-Jubiläums weitergehen können und müssen zum ›Solus Jesus‹, um damit die Botschaft Jesu wieder ins Bewusstsein zu rücken.

Die historisch-kritische Forschung ist hierzu ein wichtiges Instrument. Durch die Kenntnis der historischen Situation, in die hinein die Texte der Bibel geschrieben wurden, gewinnen sie an Tiefenschärfe. Das macht sie

in der Regel lebendiger, handfester und dadurch auch verständlicher.

In einem zweiten Schritt kann der Text als Botschaft an uns gelesen werden. Biblische Texte sprechen oft Themen an, hinter denen sich Konstanten unseres Menschseins verbergen. In ihnen geht es zum Beispiel um Liebe und Hass, um Schuld und Sühne, um Rivalität und Geschwisterlichkeit, um Arbeit und Ausruhen.

Wenn dem nicht so wäre, würden sie uns lediglich als Buch mit sieben Siegeln aus der Vergangenheit erscheinen, was auch seinen Wert haben kann.

So aber begleitet uns eine Fülle von Erfahrungen, die in Geschichten, Mythen und Märchen, in Literatur und Überlieferungen als eine Sammlung von Ideen, Gedanken und Erfahrungen weitergegeben wurde. An diese Konstanten kann durch Assoziationen angeknüpft werden. Damit kann die existentielle Botschaft eines Textes freigelegt werden, die sich in den Worten der Vergangenheit verbirgt.

Wenn dies aber ohne den ersten Schritt der historisch-kritischen Forschung geschähe, bestünde die Gefahr, dass sich die Assoziationen im Beliebigen verlieren.

Reza Aslan (Zelot, S. 145) unterscheidet zwischen dem wissenschaftlichen Historiker auf der einen und dem

gläubigen Sinnsucher auf der anderen Seite. Der »garstige Graben« (Hartmut Sierig: »Über den garstigen Graben«) zwischen diesen beiden Lagern ist ein Ärgernis. Denn letztlich kann es nur eine Wahrheit geben, um die wir uns bemühen müssen. (»Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.« Goethe: »Faust. Der Tragödie zweiter Teil«, Kapitel 63). Wesentliche Erkenntnisse der historischen Forschung zu ignorieren, ist so sinnlos wie die Leugnung, dass sich die Erde um die Sonne dreht. Den Historikern und Wissenschaftlern sollten wir Sinnsucher aber nicht das Feld allein überlassen.

Ich bekenne, dass ich zu den Sinnsuchern gehöre. Für beide aber, Historiker und Sinnsucher, gilt die Liebe zur Wahrheit. Wir nähern uns nur auf verschiedenen Wegen der Wahrheit an.

## DIE QUELLEN

Von Jesus berichten die Schriften des Neuen Testaments und solche, die nicht in den Kanon der Bibel aufgenommen wurden, wie zum Beispiel das Thomas-, das Petrus-, das Maria- und das Egertonevangelium. Auch der jüdische Historiker Josephus, der von 38 bis 100 gelebt hat, berichtet von Jesus und seiner Bewegung.

Ich beschränke mich hier im Wesentlichen auf die biblischen Quellen, weil sie verfügbar und bekannter sind als die außerkanonischen Schriften. Das Problem der ›Textarchäologie‹ (die Suche nach den Ursprüngen) bei den Synoptikern (Markus, Matthäus und Lukas) und bei Johannes sowie in den Paulusbriefen lässt sich an diesen Texten hinreichend studieren.

Von Jesus und seinen Jüngern gibt es keine schriftlichen Aufzeichnungen. Sie sprachen Aramäisch und gaben ihre Erlebnisse mit Jesus und seine Reden mündlich weiter. Dies wurde als ausreichend angesehen, weil das Ende der Welt und der Anbruch der Herrschaft Gottes in naher Zukunft erwartet wurde. Eine schriftliche Fixierung schien deshalb nicht nötig zu sein.

Im Neuen Testament kommt nur der Apostel Paulus selbst zu Wort. Seine Briefe, Anfang der 50er-Jahre des ersten Jahrhunderts geschrieben, stehen rein zeitlich dem historischen Jesus am nächsten. Leider erfahren wir

aus ihnen wenig vom Reden und Wirken Jesu. Das Ereignis, das ihn bestimmte, war seine Christusvision auf dem Weg nach Damaskus (Apg. 9).

Eine Fundgrube für den historischen Jesus ist das Markusevangelium, das etwa auf das Jahr 65 datiert wird. Es ist das älteste und das ursprünglichste der Evangelien. 35 Jahre nach Jesu Tod wurden die mündlichen Traditionen von Markus gesammelt, aufgezeichnet und ins Griechische übersetzt.

Markus war kein Jünger und er war auch kein Historiker. Seine Übersetzung der mündlichen Tradition ins Griechische war zugleich eine Interpretation der Texte, die er vorfand. Sein vorrangiges Interesse war nicht die Wiedergabe der Historie, sondern er wollte die Botschaft Jesu, so wie er sie verstand, in die Gemeinden tragen, also predigen. Dabei wird er auch auf die Wiedergabe der Historie Wert gelegt haben, aber dies Interesse stand nicht im Vordergrund. Und so lassen sich die teils erheblichen Unterschiede zwischen den Synoptikern erklären.

Das Markusevangelium hat Lukas und Matthäus beim Verfassen ihrer Texte vorgelegen und zum Teil als Quelle gedient. Diese drei Evangelien werden ›synoptisch‹ genannt, weil man sie parallel lesen kann, wobei Übereinstimmungen, Ähnlichkeiten und Abweichungen deutlich werden.

Lukas und Matthäus lassen noch eine weitere Quelle erkennen, die ihnen vorgelegen haben muss, weil sie beide daraus zitieren. Sie wird ›Q‹ genannt und ist bisher nicht gefunden worden. Auf sie ist man durch Textanalysen von Lukas und Matthäus gekommen. Es ist eine Sammlung von Sprüchen und Predigten Jesu, die beide benutzt haben. Aber auch Lukas und Matthäus wollen nicht in erster Linie historische Fakten sammeln und konservieren, sondern predigen.

Als am weitesten entfernt vom historischen Jesus hat sich das Johannesevangelium erwiesen. Es ist etwa um das Jahr 100 entstanden und schildert Jesus in einer anderen Sprache und Sichtweise als der jesuanischen. Dieses Evangelium erzählt nicht vom irdischen Jesus, sondern, wie Paulus, vom himmlischen Christus. Es formuliert seine Botschaft in der Sprache des Mythos. So lässt es Jesus sagen: *Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, außer durch mich* (Joh. 14, 6). Diese Worte spiegeln die Erfahrung des Johannes wider, er dem auferstandenen **Christus** als **Heiligem Geist** begegnet war. So hatte sich für ihn der **Christus** als Weg zum Vater erwiesen.

Er bewahrt an einigen Stellen erstaunliche Einzelheiten aus dem Leben Jesu, so zum Beispiel die Nachricht, er habe nicht selbst getauft, sondern nur seine Jünger (Joh. 4, 2). Auch der Vers aus der Überschrift dieses Buches

stammt von Johannes (Joh. 8, 25): *Ich bin zuerst das, was ich euch sage*. Er beschreibt damit einen theologischen Sachverhalt, der sich in der Urkirche abzeichnete: die Verlagerung des Interesses von der Botschaft auf den Botschafter und legte die Worte Jesus in den Mund. Das ist für uns irritierend.

Paulus hatte schon in den 50er-Jahren vor Johannes damit begonnen, den irdischen Jesus durch den himmlischen Christus abzulösen (2. Kor. 5, 16). Er legt aber dem irdischen Jesus nicht, wie Johannes, Worte in den Mund, die dieser nicht gesagt hat, sondern er formuliert sie in eigener Sprache, indem er zum Beispiel im *Hohen Lied der Liebe* (1. Kor. 13) die Liebe **an sich** preist.

Das Neue Testament ist in der Literatur des Altertums einzigartig. Es werden nicht die Taten großer Staatsmänner und Feldherren geschildert, auch nicht die Gedanken großer Dichter und Philosophen wiedergegeben, sondern vom Leben kleiner Leute, von Fischern, Handwerkern und Steuerbeamten wird erzählt. Dies entspricht der Intention Jesu, der sich mit seiner Botschaft vor allem an diese wandte. Darum diese nicht mit großen Worten und Spitzfindigkeiten daher, wie die der Schriftgelehrten und Pharisäer, sondern mit einer Vollmacht (siehe unten), die den Texten bis heute anzumerken ist, trotz aller Überarbeitungen von der mündlichen Tradierung bis zur schriftlichen Aufzeichnung. Am

Schluss der Bergpredigt heißt es: *Und es begab sich, als Jesus diese Rede vollendet hatte, dass sich das Volk entsetzte über seine Lehre; denn er lehrte sie mit Vollmacht und nicht wie ihre Schriftgelehrten* (Matthäus 7, 28–29). Das heißt, er ›jonglierte‹ nicht mit theologischen Begriffen wie die Schriftgelehrten, sondern er wusste, wovon er sprach.

## JESUS UND SEINE FAMILIE

Jesus von Nazareth: Man pflegte als Nachnamen den Geburtsort anzufügen. Nazareth gilt darum als seine Vaterstadt (Matthäus 13, 54). Markus und Johannes setzen voraus, dass er dort auch geboren wurde. Matthäus und Lukas dagegen überliefern als Geburtsort die Stadt Davids, Bethlehem. Wenn dies historisch wäre, warum weiß dann das übrige Neue Testament nichts von Bethlehem?

Matthäus und Lukas geht es darum, die Herkunft Jesu aus dem Stamme Davids zu betonen und sich auf die Verheißung des Propheten Micha zu stützen, wonach der Messias aus Bethlehem kommen soll: *Und du, Bethlehem Efrata, die du klein bist unter den Städten in Juda, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei, dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist* (Micha 5, 1).

Sie haben daher die entsprechenden Geburtsgeschichten komponiert als Ausdruck ihres Glaubens, dass Jesus der Christus sei. Dies war auch deswegen notwendig geworden, weil der Geburtsort Nazareth als problematisch galt. *Was kann aus Nazareth Gutes kommen?* (Joh. 1, 46), fragt das Johannesevangelium. Weil der Messias nach dem Propheten Micha in Bethlehem geboren werden soll, musste Jesu Geburtsort dorthin verlegt werden.

Dieser ›Fälschung‹ verdanken wir die schönen Weihnachtslegenden im Matthäus- und Lukasevangelium. Sie sind der Ausdruck des Glaubens der frühen Kirche im Modus der Legende: Dieser Jesus ist der Christus, der Gesalbte, der vom jüdischen Volk erwartet wurde. Die Schönheit und die „Wahrheit“ dieser Legende liegt in ihrer Botschaft, dass der Gesalbte, nicht in einem Palast geboren wurde, sondern als Kind kleiner Leute auf der Flucht in Betlehem das Licht der Welt erblickte. Diesen Schatz sollten wir nicht „entsorgen“ nur, weil er Legende ist.

Jesus hatte Brüder und Schwestern. Das Matthäusevangelium geht zudem ganz selbstverständlich davon aus, dass Maria seine Mutter und Joseph sein Vater ist. *Und (er) kam in seine Vaterstadt und lehrte sie in ihrer Synagoge, so dass sie sich entsetzten und fragten: Woher hat dieser solche Weisheit und solche Taten? Ist er nicht der Sohn des Zimmermanns? Heißt nicht seine Mutter Maria und seine Brüder Jakobus und Josef und Simon und Judas? Und seine Schwestern, sind sie nicht alle bei uns? Woher kommt ihm denn das alles? Und sie ärgerten sich an ihm. Jesus aber sprach zu ihnen: Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterland und in seinem Hause* (Matthäus 13, 54–58).

Jesu Verhältnis zu seiner Familie wird als gespannt geschildert.

*Und er ging in ein Haus. Und da kam abermals das Volk zusammen, so dass sie nicht einmal essen konnten. Und als es die Seinen hörten, machten sie sich auf und wollten ihn festhalten; denn sie sprachen: Er ist von Sinnen (Markus 3, 20–22). Und es kamen seine Mutter und seine Brüder und standen draußen, schickten zu ihm und ließen ihn rufen. Und das Volk saß um ihn. Und sie sprachen zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder und deine Schwestern draußen fragen nach dir. Und er antwortete ihnen und sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder? Und er sah ringsum auf die, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder! Denn wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter (Markus 3, 31–35).*

Auch die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel setzt ein gespanntes Verhältnis zur Familie voraus.

*Und als er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf (nach Jerusalem) nach dem Brauch des Festes. Und als die Tage vorüber waren und sie wieder nach Hause gingen, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem und seine Eltern wussten's nicht. Sie meinten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagereise weit und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem und*